Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 61 (1971)

Artikel: Aus dem Leben eines Bergbauern vom Heinzenberg

Autor: Veraguth, Karl / Zuan, Emilio

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004238

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Leben eines Bergbauern vom Heinzenberg

Zu den verschiedenen in dieser Zeitschrift schon veröffentlichten Arbeiterbiographien gesellt sich hier die Lebensbeschreibung eines Bündner Bauern, des ältesten Einwohners der Gemeinde Flerden. Herr Pfarrer EMILIO ZUAN, auf dessen Artikel über die Situation der Bauern am Heinzenberg (oben S. 8ff.) wir hier gerne verweisen, hat das, was ihm Herr KARL VERAGUTH berichtete, möglichst getreu aufgezeichnet. «Herr Veraguth hat beim Erzählen alle die Gebresten des Alters und seine Angst vor der Umwälzung in der Welt, in der er aufgewachsen ist und die ihm so traulich war, für einige Zeit vergessen.» Red.

Mein Vater, gebürtig von Präz, kam als junger Bursche hieher nach Flerden, wo er sich als Knecht verdingt hatte. Hier lernte er meine Mutter kennen und gründete 1873 seinen eigenen Hausstand. Von da an betrieb er eine kleine Landwirtschaft.

Am 20. Mai 1891 holte mich mein Vater, wie man uns Kindern sagte, jenseits des Nolla aus einem faulenden Baumstrunk. Mit meinen fünf Geschwistern verlebte ich in meinem Elternhaus eine harte, aber glückliche Kindheit. Denn die finanziellen Verhältnisse meiner Eltern waren nicht so rosig. Die Schulden, die auf unseren Gütern lasteten, mußten verzinst und amortisiert werden, und so hieß es bei uns immer wieder: «Kinder, sparen, sparen!» Für die wenigen Pachtgüter, die mein Vater aufgenommen hatte, mußten wir keinen Pachtzins bezahlen, denn es wurde zum halben Ertrag geschafft (Halbpacht).

«Sparen» war das Losungswort in unserer Familie und auch in den anderen Familien unseres Dorfes. Denn Ende der neunziger Jahre lösten wir für ein gutes Rind oder für eine jüngere Kuh 18 bis 20 Marenghin[1], für ein 14tägiges Kalb 2 bis 3 Marenghin und für die Ferkel, die man paarweise verkaufte, löste man Fr. 25.– bis 30.– pro Paar. Für die wenige Milch, die wir an Private verkauften, erhielten wir 15 Rappen pro Liter.

Für Kleider wurde nichts ausgegeben. Denn die Wolle unserer Schafe wurde von unserer Mutter während der langen Winterabende beim Schein der Petrollampe gesponnen und dann gewoben. Aus dem selbst gewobenen Stoff verfertigte die Mutter unsere Kleider. Für die Schuhe ließ unser Vater die Haut der Kuh, die noch mit einem Nachbarn gemästet und geschlachtet wurde, gerben. Im Laufe des Winters kam ein Schuhmacher auf die Stör und stellte jeweils unsere Schuhe nach Maß her. Wie stolz waren wir auf unsere Kleidung aus der Wolle unserer Schafe und auf die Schuhe aus der Haut unserer eigenen Tiere!

Das Essen, das unsere Mutter kochte, war einfach, aber nahrhaft. Da gab es zum Morgenessen Mehlsuppe, Brot und Käse. Zum Mittagessen

[1] Zwanzigfranken-Goldstück (auch Napoleon genannt).

kamen Pizoggel, Tatsch oder Maluns[2] auf den Tisch. Und natürlich fehlte die Suppe, meistens Gerstensuppe, nie. Und zum Nachtessen erhielten wir immer abwechselnd Milch und Polenta oder Salzkartoffeln, Käse, Brot und Milch.

Im Winter war es in unserem Dorfe sehr einsam und still. Vom Tale herauf kam niemand. So lebten wir in einer wohltuenden Stille und Ruhe. Wir Kinder besuchten unsere neunklassige Gesamtschule. Die stille Winterszeit wurde unterbrochen durch einzelne Tage, die uns richtige Freudentage waren.

Ein solcher Freudentag war die «Hausmetzgata». Noch sehe ich den großen, starken Jeremias, der frühzeitig zum Morgenessen kam, dann das Schwein aus dem Stall holte und mit mächtigem Schlag betäubte. Dann waren die Nachbarinnen da und halfen bei den verschiedenen Arbeiten wie Blutrühren, Därmewaschen, Fleischsortieren, Hacken und Einsalzen. Das war ein Betrieb im Haus! Abends wurden dann die herrlichen Würste gemacht. Da baumelten sie an den Stangen, die Blut- und Leberwürste, die Cudighins[3] und die Salsiz und nicht zu vergessen die Bratwürste. Und wenn die Arbeit beendet war, mußten die verschiedenen Wurstsorten auch versucht werden. So schloß sich an die Hausschlachtung ein fröhlicher Schmaus, der bis Mitternacht und oft auch darüber hinaus dauerte. Tage nachher noch war das Haus vom Duft all dieser Herrlichkeiten erfüllt.

Weitere Freudentage, die angenehm die winterliche Einsamkeit unterbrachen, waren Weihnachten, Silvester und Neujahr. Schon Tage vorher war das ganze Dorf eingehüllt vom Duft der «Guatali» und der «Pittas»[4], die die Frauen in den Dorfbackhäusern für die Festtage zubereiteten. Dann war sie endlich da, die liebe Dorfweihnachtsfeier. Wir Schüler sangen vor der Gemeinde unsere Lieder, und einige wenige mußten ein Gedicht aufsagen. Dann erhielt ein jeder ein kleines Geschenk, einige Äpfel und einige Guatali. Aber wie glücklich waren wir! Für dieses kleine Geschenk hatten wir selber von Haus zu Haus das Geld zusammengebettelt und gaben es dann dem Lehrer und dem Pfarrer ab. So erhielten wir einmal als Geschenk ein Glas, eine Zahnbürste und Zahnpasta in Form einer Seife. Eindringlich wurden wir von Pfarrer und Lehrer ermahnt, damit unsere Zähne zu putzen. Dieses Geschenk löste im Dorf einen Sturm der Entrüstung aus, und ich glaube, daß keiner von uns die Zahnbürste gebraucht hat.

Dann kam der Silvester. Jeder von uns begab sich möglichst frühe zur Schule. Denn jeder wollte Sternengucker, keiner Stubenfuchs und keiner gar der Silvester sein. Dann zogen wir mit unserem Lehrer durch das Dorf, sangen auf den Dorfplätzen und nahmen als Gaben Guatali und Äpfel entgegen. Nach dem Singen kamen wir in der Stube eines Mitschülers zusammen, leerten die empfangenen Gaben auf den Tisch, und unter Lachen und Singen wurde alles verzehrt.

[2] Verschieden zubereitete Mehlspeisen.
[3] Speckschwartenwürste.
[4] Besondere Kuchen für die Festtage.

Am Neujahrsmorgen gingen wir alle von Haus zu Haus, um unsere Glückwünsche darzubringen. Dafür erhielten wir als Neujahrsgeschenk 5 Rappen oder einige Äpfel. Froh waren viele Erwachsene, wenn der erste Gratulant ein Knabe war, mürrisch, oft sogar unwirsch waren sie, wenn ein Mädchen als erste zum Glückwunsch ins Haus trat. Daraus schlossen sie auf ein gutes oder schlechtes Jahr.
An Ostern gingen wir alle, klein und groß, auf den Osterbühl zum Eier-«Trölen». Wie stolz waren wir auf unsere bunten Eier! Mit dem Osterfest hörte auch das Schuljahr auf, und nun begann für uns alle eine Zeit strenger körperlicher Arbeit. Da wurde mit der »Menni» der Mist auf die Wiesen und Äcker geführt und von Hand «angelegt». Wir Kinder mußten die »Menni» führen. Früh wurde ich eingespannt, denn diese Arbeit mußten mein älterer Bruder und ich verrichten, da unser Vater auf der Dorfsäge beschäftigt war. Denn in der Zeit, da der Dorfbach viel Wasser führte, mußte das im Winter geführte Holz zu Brettern und Quadern gesägt werden. Waren die Wiesen gemistet, wurden die Äcker bestellt. Denn damals hatten wir alle bedeutend mehr Äcker als heute, da wir alle Selbstversorger waren. Die Frucht unserer Äcker wurde in den zwei Dorfmühlen gemahlen, die bis tief in den Herbst hinein Arbeit in Fülle hatten.
Mitte Mai zogen wir mit dem Galtvieh ins Maiensäß, wo wir zuerst die Zäune flicken und die Wiesen räumen mußten. Und wenn dann Ende Mai, anfangs Juni unsere Allmende in der schönsten Blumenpracht prangte, kamen unsere Kühe ins Maiensäß, und wir Buben hatten bis zur Alpfahrt das Vieh zu hüten. Welch herrliche Zeit! Tage voll Sonnenschein, aber auch Stunden der Angst und Sorge, wenn sich eines unserer Tiere in eine der vielen Mulden verlief, wo das Gras so hoch und saftig stand, und wir aufgeregt suchend an ihm vorbeieilten. Wie erleichtert atmeten wir auf, wenn wir seine Schelle endlich hörten und wir es ruhig grasend wieder fanden! Wie stolz waren wir, wenn wir der Mutter die ersten Alpenrosen oder eine seltene Blume bringen konnten! Wie stolz waren wir, wenn wir am Abend dem Vater, wenn er ins Maiensäß kam, unsere Beobachtungen von Tieren und Vögeln oder von merkwürdigen Wolkenbildungen, die unsere Phantasie entzündet hatten, mitteilen konnten. Dahin ist diese herrliche Zeit! Meinen Urenkeln werde ich davon erzählen. Sie werden diese Zeit in ihrer unvergeßlichen Schönheit nicht mehr kennenlernen. Denn elektrische Zäune haben die Kinder vom Hüteramt entbunden.
Während der Maiensäßzeit wurde die Milch in der Maiensäßhütte verwertet. Zwei oder drei Nachbarn trugen die Milch zusammen, und jeden Tag abwechselnd wurde für den eigenen Haushalt gekäst und gebuttert. Vom 13. Altersjahr an habe ich neben dem Hüten auch diese Arbeit verrichtet. Da gab es dann während dieser Zeit so manchen herrlichen Nidlaschmaus.
Zwischen dem 20. und 25. Juni wurden die Alpen bestoßen. Die Kühe trieben wir auf die nahe Alp Lüsch, das Galtvieh dagegen zog zur Sömmerung ins Averstal. Am ersten Tag ging man mit der Herde bis Andeer oder Innerferrera, wo die Nacht verbracht wurde. Auf dieser

Strecke begegneten uns die vielen Fuhren, die vom Splügenpaß oder vom Bernhardin mit vielen Gütern herkamen. Oder mit Peitschenknall und Hörnerklang zogen an uns die vierspännigen Postkutschen und Fourgons vorbei. Fremde Menschen, die, Heilung suchend, nach dem Bad Andeer oder weiter über die Berge nach dem Süden zogen, schauten uns an, winkten, lachten, riefen uns unverständliche Worte zu oder wetterten und schimpften, wenn unsere Tiere die Straße versperrten. Am zweiten Tag ging es dann weiter in die Alp. Als ich Ende der neunziger Jahre mit meinem Vater das Vieh in die Alp trieb, war die Straße Innerferrera–Avers gerade im Bau. Streckenweise mußte das Vieh über die Baustellen und streckenweise auf dem schmalen Fußpfad getrieben werden, der sich dem Bachbett entlangzog.

In der Alp wurde das Vieh den Hirten übergeben, und jeder hoffte, im Herbst seine Tiere wieder vollzählig heimtreiben zu können. Denn wohl hatten die Bauern unserer Gemeinde schon in den achtziger Jahren eine Viehversicherung, die auf Gegenseitigkeit beruhte, eingeführt, aber die Entschädigung, die bei Schadenfällen ausgerichtet wurde, war doch nicht so groß. Jedes Jahr wurde jedes Tier geschätzt. Von der Schatzungssumme mußte ein jeder einen Beitrag in die gemeinsame Kasse entrichten, aus der er dann bei Schadenfall entschädigt wurde. Wenn aber in einem Jahr viele Schadenfälle auftraten oder gar die Seuche durch das Land zog, dann reichten die Mittel der Kasse nicht aus. Dann wurde das Fehlende einfach auf jedes Mitglied verschnitzt. Das führte oft zu unerfreulichen Auseinandersetzungen und Streitereien. Darum war jeder froh, als Ende der neunziger Jahre auf Betreiben unseres Dorfgenossen Regierungsrat Caflisch der Kanton jeder Kasse pro versichertes Tier einen Beitrag zukommen ließ und die Viehversicherung obligatorisch erklärt wurde.

Nach der Übergabe des Viehs an die Hirten traten wir sofort wieder zu Fuß den Heimweg an, denn daheim wartete neue Arbeit auf uns. Zwei, drei Tage lang wurden «Blakten gestraupft», gesotten und als Schweinefutter eingelagert. Das Holz wurde im Wald jenseits des Nolla aufgerüstet und ins Nollabett «gerieset». Dort blieb es und wurde im Winter mit «Menni» und Schlitten nach Hause geführt.

Dann begann die Heuernte, bei der wir Kinder genau wie die Erwachsenen vom frühen Morgen bis zum Abend eingespannt waren. Beim ersten Morgengrauen schritten wir mit dem Vater auf die Wiese zur Mahd. Zwischen 5.30 und 6 Uhr kamen dann die Frauen, die uns in einer Gebse die Mehlsuppe brachten. Sofort ließen wir die Arbeit liegen, und in der taunassen Wiese saßen wir um die Gebse und löffelten die wohlschmeckende Mehlsuppe. Dann ging die Arbeit weiter. Je nach Betriebsgröße mähten auf der einen Wiese zwei oder drei, auf der andern vier oder fünf Männer hintereinander, jeder darauf bedacht, das Tempo des Vorder- und des Hintermannes einzuhalten, damit er ja nicht aus der Mahd gebracht werde. Wurde einer aus der Mahd gebracht, dann war für Spott und Gelächter gesorgt. Wie schön tönte das Lied der Sense, wie blitzte sie in der Morgensonne! Gewiß, es war streng, aber es war doch schön, schöner als heute das Knattern und Rattern der Motoren. Am Mittag dann klang im ganzen Dorf das Dengellied, das nun für immer

verstummt ist. Wohl waren wir am Abend müde, aber dennoch saß man noch ein Weilchen auf dem Feierabendbänkchen, besprach die Arbeit des Tages oder des kommenden Morgens. Wir Kinder spielten unsere Spiele oder lauschten aufmerksam dem Gespräch der Erwachsenen, die von unseren Tieren auf der Alp, von Dorfgeschehnissen aus neuster oder alter Zeit sprachen. Trotz Maschinen hat man heute keine Zeit mehr.

Wenn die Heuernte im Dorf beendet war, zogen wir alle ins Maiensäß. Diese Zeit der Maiensäßheuernte empfanden wir alle als Ferienzeit. In dieser Zeit waren die Häuser geschlossen, das Dorf war leer. Nur am Abend kamen nach einer vom Gemeindepräsidenten aufgestellten Rodliste zwei Männer als Feuerwache ins Dorf. Je nach Witterung dauerte der Aufenthalt im Maiensäß drei bis vier Wochen.

Nach der Rückkehr vom Maiensäß begann man sofort im Dorf mit der Emdernte und mit dem Einbringen der Frucht, die mit der Sichel geschnitten wurde. Alles drängte. Eine Fülle von Arbeit war zu bewältigen. Die Rinder wurden von der Alp geholt, um für den Markt «präpariert» zu werden. 10 oder 14 Tage später wurde das übrige Vieh heimgeholt. Eine merkwürdig gespannte Atmosphäre lag über unserem Dorfe. Ein jeder fragte sich, wie wohl die Viehpreise sein würden. Denn für uns alle war der Erlös aus dem Rinderverkauf die einzige Bargeldeinnahme, aus der die Bankzinsen und die laufenden Schulden beglichen werden mußten.

Endlich kam der Markttag, ein Fest für uns Buben! Ein jeder von uns wollte die schönsten und teuersten Rinder haben. Und dann auf der Marktwiese in Thusis: Welch Gedränge, welcher Betrieb! Denn 1500 bis 2000 Tiere wurden aufgeführt. Welch ein Feilschen und Markten! Händler von überallher waren da. Der »Maloß»[5] ging mit dem Händler von Viehbesitzer zu Viehbesitzer. Der «Sensal»[6] ging mit gewichtiger Miene mit dem welschen Händler durch die Reihen, jeder darauf bedacht, daß der Handel zustande komme, damit er sein Trinkgeld einkassieren könne. Meistens waren es Händler aus dem Unterland, die unsere Tiere kauften. Einen Teil dieser Tiere verkauften sie dann weiter ins Ausland. Von diesen Händlern wurden einzelne unserer Knaben angeworben, um die ins Ausland verkauften Tiere an ihren Bestimmungsort zu begleiten und dem Käufer abzuliefern. So kam einer aus unserem Dorf – und er wurde von uns Buben bewundert – als Begleiter solcher Tiere nach Italien, nach Frankreich, nach Spanien und einmal sogar nach Russisch Galizien.

Nach dem Markt traten wir Kinder wieder unser Hirtenamt an, während die Erwachsenen im Maiensäß misteten. Im Laufe des Oktobers begann für uns wieder das Schuljahr. Im Dorf aber setzte das Dreschen ein, das oft bis tief in den Monat November dauerte. Wie wurden da die Dreschflegel geschwungen! Tagelang tönte von der Tenne her im 4/4- oder 6/6-Takt das Dreschlied. Die Garben mit der gut ausgereiften Frucht wurden in zwei Reihen Ähre gegen Ähre auf einen Lattenrost gelegt. Dann wurden sie mit dem Dreschflegel bearbeitet, wobei die Drescher ganz

[5] Der Vermittler, der den Viehhändler zu den Bauern begleitete, die Vieh zu verkaufen hatten.
[6] Dolmetscher.

langsam, immer zuschlagend, von hinten nach vorn schritten und dann wieder zurück. Dann wurden die Garben gekehrt und wieder mit dem Flegel bearbeitet. Dann wurde das Stroh entfernt, und auf dem Boden unter dem Lattenrost lag die Frucht, die von den Frauen in die Wannkörbe eingesammelt und «gewannet» wurde. Waren die Drescharbeit und das Wannen beendet, so wurde die Frucht nach Quartanen gemessen (1 Quartana Weizen wog ca. 7 Kilo, Gerste ca. 5 und Hafer ca. 3 Kilo). Am Abend nach Beendigung der Drescharbeiten, wurde, genau wie nach der Heuernte, der «Ventschalun»[7] gefeiert, bei dem unsere Mutter zum Nachtessen Wein, Bindenfleisch, Käse und Brot aufstellte.
So schloß unser bäuerliches Jahr ab, das, obwohl uns oft Unwetter, Dürre oder Nässe die Ernte verdarben, in der Alp uns Vieh zutode stürzte und unser Dorf von der Seuche heimgesucht wurde, so schön, so reich war und mir darum unvergeßlich bleiben wird.
1896 wurde die Rhätische Bahn von Chur nach Thusis weitergeführt. Dadurch nahm der Verkehr auf dem alten Fahrweg, der unser Dorf mit Thusis verband, um etliches zu. Ausflügler, Wanderer und auch reisende Kaufleute tauchten vermehrt in unserem Dorfe auf. Aber auch in unserer Gemeinde wurde der Wunsch nach einer besseren Verbindungsstraße mit dem Marktort Thusis laut. Wie mir mein Vater erzählt hat, wurde von der Gemeindeversammlung eine Kommission eingesetzt und ihr der Auftrag erteilt, all die Fragen zu prüfen und zu studieren, die im Zusammenhang mit der Erstellung der neuen Straße auftreten würden. Die Kommission nahm die Arbeit sofort auf, und schon 1897 oder 1898 tauchten in unserem Dorfe gewichtige Herren aus Chur und Bern auf, die sich an Ort und Stelle über die Notwendigkeit des Baues einer neuen Straße informierten. So wurde noch während meiner Schulzeit von 1899 bis 1901 die neue, noch jetzt im Gebrauche stehende Straße erstellt.
Der Bau dieser Straße wurde an verschiedenen Stellen in Angriff genommen. Bis zu 100 Arbeiter, meistens italienische Saisonarbeiter, waren mit Schaufel, Zappun und Karrette dabei beschäftigt. Wie anders ist es heute, wo Trax und Lastauto, aber ganz wenige Erdarbeiter bei einem solchen Bau eingesetzt werden! Kein ohrenbetäubender Lärm war auf der Baustelle zu hören. Man hörte nur den dumpfen Schlag des Zappuns, das Kratzen der Schaufeln und das Kreischen der Karrettenräder. Unterhalb der Baria war eine Baracke aufgestellt. Hier kochten die Arbeiter meistens Tag für Tag die goldgelbe Polenta, die sie dann mit einem Stück Käse aßen. Hier schliefen sie auf dem Stroh.
Kurz nach dem Bau der neuen Straße fuhr zweimal im Tag die Pferdepost von Tschappina nach Thusis. Postkutscher war Jacob Jenny, der neben diesem Dienst noch seinen Landwirtschaftsbetrieb in Tschappina besorgte. Diesen Dienst sommers und winters, oft bei brütender Hitze, oft bei eisiger Kälte, haben er und sein Sohn das ganze Jahr versehen, bis dann 1930 ein kleines sechsplätziges Auto vom 1. Juni bis zum 1. Oktober zu fahren begann. 1947 fuhr die gemütliche Pferdepost zum letztenmal durch unser Dorf. Seither stellt ein großes, bequemes Postauto ganzjährig

[7] Festschmaus.

die Verbindung mit Thusis her. Aber auch diese Straße hat bald ausgedient, denn sie entspricht nicht mehr den Anforderungen des heutigen so starken Autoverkehrs. Darum wird jetzt eine neue Straße gebaut, die mit den vielen im Zusammenhang mit der Güterzusammenlegung erstellten Feldwegen das Gesicht unseres schönen Heinzenberg noch mehr verändern und verunstalten wird.

Nach meiner Schulentlassung bewirtschafteten mein ältester Bruder und ich den elterlichen Betrieb. Im Winter dagegen besorgten mein Vater und ich unsere Viehhabe, während mein Bruder in die Holzfuhre ging.

Im ersten Winter nach dem Schulaustritt wurde ich in die löbliche Knabengesellschaft unseres Dorfes aufgenommen. Dabei wurden mir alle Rechte und Pflichten der Knaben zugesprochen. Von da an zog ich mit den anderen Knaben am Samstagabend bald in dieses und bald in jenes Dorf, bald zu diesem und bald zu jenem Mädchen zum Hengert. Wie oft zogen sich diese Hengertabende bis zum Morgen hin! Wie oft kam es zu Auseinandersetzungen und auch zu Handgreiflichkeiten mit den Knaben jener Dörfer! Jeden Samstag, wenn wir zum Hengert in ein anderes Dorf zogen, mußte abwechselnd einer unserer Knabengesellschaft in unserem Dorf zurückbleiben, um unsere Mädchen vor fremden Hengertbuben zu hüten. Wurden fremde Hengertbuben bei unseren Mädchen erwischt, drangen wir, wenn uns auf unser Klatschen hin nicht aufgetan wurde, ins Haus und vertrieben sie. Wurde ein Einzelgänger beim Hengert erwischt, dann wurde er von uns erbarmungslos im Dorfbrunnen tüchtig gebadet und mit Spott aus dem Dorfe getrieben.

Einige wenige von uns waren der Musikgesellschaft Urmein beigetreten. So habe ich bis zu meiner Rekrutenschule die wöchentlichen Proben besucht, bei denen wir uns auf ein Musikfest oder auf ein Konzert vorbereiteten.

Alle Knaben aber waren begeisterte Sänger und waren darum auch Mitglieder des Männerchors Heinzenberg, in dem Männer und Knaben aus all unseren Dörfern mitsangen. Da standen nebeneinander der deutschsprechende Walser und der Romane, der Reiche und der Arme, der Alte und der Junge, der Meister und der Knecht. Die wöchentlichen Proben, die abwechselnd in Sarn und Flerden abgehalten wurden, unterbrachen angenehm die winterlichen Abende. Während der Gesangsproben wurden von uns Jungen allerlei Streiche ausgeheckt und dann in der Samstagnacht zum Ärger dieses oder jenes, oft aber zum Gelächter des ganzen Dorfes ausgeführt.

Im Winter, meistens während der Fasnachtszeit, führte unsere Knabengesellschaft einen Ball durch. Acht Tage vor dem großen Ereignis kamen wir zusammen. Je zwei Knaben erhielten den Auftrag, in den Nachbardörfern bestimmte Mädchen für unseren Anlaß einzuladen. Diese Knaben waren auch verpflichtet, am späten Nachmittag vor dem Ball die eingeladenen Mädchen in ihren Dörfern mit dem Fuhrwerk, sofern ein solches vorhanden war, abzuholen, in den «Ballsaal», der damals noch eine große Bauernstube war, zu führen und mit ihnen drei Tänze zu machen.

Die Mädchen unseres Dorfes aber wurden Tage vor dem Ball unter uns verlost. Am Ballabend mußte dann jeder von uns das ihm durch das Los

zugeteilte Mädchen im Hause abholen und in den «Saal» führen. Oft waren wir mit der blinden Glücksgöttin zufrieden, sehr oft aber hieß es «gute Miene» zu ihrem bösen Spiel machen.
Zum Tanze spielte uns meistens die Kapelle des Seppli Metzger von Trins auf. Hei, wie wurde da das Tanzbein geschwungen, gesungen und gelacht! Wie leicht und beschwingt drehte sich der an schwere körperliche Arbeit gewohnte Knabe beim Walzer, bei der Polka und bei der unvergeßlichen Mazurka!
Der Ball begann am Samstagabend 8 Uhr und dauerte bis am Mittag des Sonntages um 12 Uhr. Um Mitternacht gingen wir alle, Mädchen und Knaben, in eine andere Bauernstube zum gemeinsamen Essen, das aus Suppe, Braten und Kartoffelstock bestand. Dann wurde weiter getanzt bis morgens 8 Uhr, wo wir wieder zusammen ein ausgiebiges Morgenessen einnahmen, um dann nach kurzer Pause wieder in den Ballsaal zurückzukehren. Der krönende Abschluß unseres Balles war der gemeinsame Nidlaschmaus am Sonntagmittag, der sich bis tief in den Nachmittag hinzog. Dann aber mußten die eingeladenen Mädchen in die verschiedenen Dörfer begleitet werden. Da ging es mit dem Fuhrwerk oder zu Fuß unter Gesang und viel Gelächter heimzu. Unser Winterball war ein Fest für das ganze Dorf. Denn auch die Verheirateten nahmen daran teil, und in unserer «Trinkstube» saßen bis tief in die Nacht hinein die Alten und Ältesten, plaudernd, trinkend und, wie ich jetzt, längst vergangener Jugendtage gedenkend.
Die Kosten des Balles, Musik, Tranksame sowie das Essen, wurden unter uns Knaben verschnitzt. Die Mädchen ließen uns einen Beitrag von einem oder zwei Franken pro Eingeladene zukommen, so daß für einen jeden von uns meistens zwischen vier und fünf Franken zu zahlen blieben. Gewiß, es war das für uns alle ein wackerer Brocken. Aber was tat's? Die Erinnerung an unseren Winterball leuchtete lange in unseren Alltag hinein!
Hatte ein Mitglied der Knabengesellschaft im Dorfe Hochzeit, dann lud es uns am Abend des Hochzeitstages zum Tanze ein. Fand die Hochzeit auswärts statt, dann zahlte er uns den Stützwein[8]. Nahm ein Knabe aus einem anderen Dorfe eines unserer Dorfmädchen zur Frau, dann mußte er uns zum «Brautkauf» ein Fäßchen Wein zahlen.
Als Kinder, und später als Schulentlassene, haben wir mit unseren Eltern und mit den meisten Dorfgenossen Heinzenberger Romanisch geredet. In den Zusammenkünften der Knabengesellschaft und in Gemeindeversammlungen dagegen mußten die Verhandlungen in deutscher Sprache geführt werden, da sich in unserer Gemeinde einige Walser niedergelassen hatten.
1911 bestand ich als Artillerist meine Rekrutenschule, während der ich mit dem damals in unserer Armee grassierenden preußischen Militärgeist Bekanntschaft machte. Wie froh war ich, als ich nach 77tägiger Abwesenheit wieder in unser Dorf zu meiner gewohnten Arbeit zurückkehren konnte! Stolz war ich trotzdem, Soldat geworden zu sein. Denn nun

[8] Vgl. dazu oben S. 22.

konnte ich mich am Gespräch beteiligen, wenn ältere Dorfgenossen ihre Erlebnisse und ihre Erinnerungen aus der Rekrutenschule, aus den Wiederholungskursen oder aus den Truppenzusammenzügen zum besten gaben.

1911 ist mir auch darum in der Erinnerung geblieben, weil es sehr niederschlagsarm gewesen ist. Unbarmherzig brannte Tag für Tag die Sonne auf unser Land herab, kein Regen fiel. Hart, wie gefroren, war der Boden, ausgedorrt unsere Hänge, und obwohl gegen den Herbst hin über den Heinzenberg ein Gewitter, das ich in solcher Heftigkeit nie mehr erlebt habe, niederging und unsere sonst so zahmen und harmlosen Bächlein in reißende Fluten verwandelte, vermochten sich unsere Wiesen und unsere Allmende nicht zu erholen. Ordentlich noch war die Heuernte ausgefallen, Emd aber haben wir keines ernten können. Ebenso mißriet uns die Getreideernte. Die Getreidehalme waren so kurz, daß wir die Frucht nicht, wie gewohnt, mit der Sichel, sondern mit der Sense schneiden mußten. Auch unser Vieh fand im Herbst keinen Absatz, so daß wir alle in jenem Jahre vor dem Nichts standen.

Dann kam der Sommer 1914. Welche Spannung herrschte während des Monats Juli! Abend für Abend liefen wir zu denen, die eine Zeitung abonniert hatten, um das Neueste zu erfahren. Dann, Ende Juli, ging eine fast fünfzigjährige Friedenszeit zu Ende. Wir waren gerade ins Maiensäß zur Heuernte hinaufgezogen, wir hatten ein erstes Wiesenstück gemäht, als wir durch das Sturmläuten aufgeschreckt wurden. Wir rannten ins Dorf hinunter, stürzten uns in unsere bunten Uniformen, und, Landstürmler, Landwehrler und Auszügler, wir zogen einzeln oder in Gruppen nach Thusis hinunter. Dort lösten sich die Gruppen auf, und jeder strebte seinem Einrückungsorte zu. Ich stieß zu meinen Kameraden, und im Viehwagen reisten wir ins Engadin.

Dann begannen die langen Dienstleistungen des Ersten Weltkrieges. Mitte November wurden wir entlassen, um dann, beim Kriegseintritt Italiens, im Mai 1915, wieder aufgeboten zu werden. So ging es durch die Monate und Jahre hin. 1916 waren wir in St. Maria im Münstertal. Fast Tag für Tag haben wir dort das Belfern der Maschinengewehre und das dumpfe Grollen der Kanonen von der nahen Dreisprachenspitze hören können. Wenn dieses Knattern und Grollen einsetzte, dann wurden wir alle still, denn wir dachten an die Menschen, die droben im Feuer standen. Ende April 1918 wurde ich zum letztenmal aufgeboten. Diesmal ging es nach Basel und in den Jura. Aber schon Mitte Juni wurden wir wieder entlassen. Wir konnten heimkehren, während die Infanteristen bis in den November und mancher von ihnen des Generalstreiks wegen noch länger ausharren mußten. Gar mancher aber, der in jenem Sommer zum Dienst aufgeboten wurde, kehrte nicht mehr heim. In Spitälern oder Lazaretten starben sie an der spanischen Grippe, die auch in unserem Dorfe gewütet und zwei Dorfgenossen dahingerafft hat.

Endlich kehrte der Friede ein. Ungestört konnten wir wieder unserer Arbeit nachgehen. In schwindelnde Höhen kletterten 1919 die Viehpreise. Aber schon 1920 erfolgte der große Rückschlag. Die Preise fielen und erreichten 1923 wohl den tiefsten Stand. In diesem Jahre wurden wir

von der Seuche heimgesucht, so daß im Herbst sämtliche Viehmärkte abgesagt wurden. Da man keine Bekämpfungsmittel kannte, ließ man die Bestände durchseuchen. Man achtete nur darauf, daß, wenn immer möglich, die Seuche nicht weitergetragen wurde. So hat mancher von uns während dieses Seuchenzuges bei seinem Vieh auf dem Maiensäß in Quarantäne bleiben müssen. Erst nach Erlöschen der Seuche im Februar 1924 haben wir einige wenige unserer durchseuchten Tiere verkaufen können. Aber die Preise waren so tief, daß gar mancher von uns seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte. So saß auch ich, da ich einige Jahre zuvor ein Heimwesen in Tschappina gekauft hatte, in der Klemme.

Dann kam die große Krise der dreißiger Jahre, eine Zeit, die für uns alle so schwer gewesen ist und die so manchen Bauersmann aus seinem angestammten Beruf vertrieben hat. Aber gewohnt, uns nach der Decke zu strecken, haben wir diese Zeit ohne staatliche Hilfsmaßnahmen überstanden. Nur die Bauernhilfskasse gewährte in Ausnahmefällen Aushilfsdarlehen. Durch diese Hilfe hat mancher sich über Wasser halten können. In dieser Zeit herrschte überall Arbeitslosigkeit. Da hatten wir keine Schwierigkeiten bei der Anwerbung von Arbeitskräften für die Sommerarbeit. Viele Arbeitslose kamen zu uns als Mähder. Nebst Kost und Logis erhielten sie Fr. 2.– bis 2.50 im Tag. Jeder von ihnen war froh, arbeiten zu dürfen und während dieser Zeit von der Arbeitslosenkasse unabhängig zu sein. Auch Knechte und Mägde – und was für Gestalten – waren leicht zu finden.

Hatten wir bis jetzt immer mit der Menni gefuhrwerkt, so begann man in den dreißiger Jahren für die Sommerarbeit Pferde an Zins aufzunehmen. Von da an sah man in unserem Dorfe Menni und Pferdezug nebeneinander. Gleichzeitig kamen auch die ersten Mähmaschinen ins Dorf, die, vom Pferde gezogen, uns bei der Mahd einige Erleichterung brachten. Die meisten aber verrichteten die Feldarbeiten weiter, wie wir sie immer getan hatten.

Mißernten in den vorangegangenen Jahren, vor allem beim Weizen, ließen in dieser Zeit die Selbstversorgung aufhören. Aus dem sackweise gekauften Mehl buken unsere Frauen weiter in den sechs Backöfen unseres Dorfes das Brot. Gerste und Hafer aber wurden weiter angepflanzt.

Bis zum Aufkommen der halb- und dann vollautomatischen Waschmaschinen in den fünfziger Jahren hatten unsere Frauen, wie in meinen Jugendtagen, zweimal im Jahr, im Mai und im Oktober, die große «Buchi». Berge von Wäsche wurden in diesen Tagen in der Aschenlauge gewaschen. Tagelang war während der «Buchizeit» unser Dorf von flatternder Wäsche eingezäumt.

Dann kam das Jahr 1939, wieder hieß es, die Uniform anziehen und einrücken. Wie anders aber war für uns «Veteranen» dieser Dienst! Diesmal war meine Dienstleistung nicht so lang, denn nach 2½ Monaten wurde ich entlassen. Daheim aber wartete meiner viel Arbeit. Unsere alten Äcker wurden wieder aufgebrochen, Weizen, Gerste und Hafer wurden angepflanzt, so daß im Dorfe fast alle wieder Selbstversorger waren. Die Frucht reifte wieder, golden lag sie wieder in unserer Hand. Das uns von

der Kindheit her vertraute Dreschlied aber war verstummt. Denn wir hatten uns eine Dreschmaschine angeschafft, die, mit Kraftstrom getrieben, die Drescharbeit verrichtete. Wir aber hatten auf der Tenne nur die Maschine zu füttern und den Staub zu schlucken.

Da in jenen Jahren die Arbeitskräfte immer mehr fehlten, begann in dieser Zeit die Motorisierung der Berglandwirtschaft. So kam 1943, von uns allen bestaunt und bewundert, der erste Motormäher ins Dorf. Im folgenden Jahre wurden zwei angeschafft. Nach Kriegsende ging diese Entwicklung immer rascher vor sich. Es war, wie wenn ein Taumel unsere sonst so zurückhaltenden Dorfgenossen ergriffen hätte. Die Menni verschwand ganz aus dem Dorfbild. An ihre Stelle trat der Pferdezug. So hatten wir während der fünfziger Jahre bis zu 18 Pferde in unserem Dorfe. Der Siegeszug des Motors aber ging weiter. Auch das Pferd wurde verdrängt. Heute haben wir nur noch ein Pferd im Dorf. Dafür rattern und knattern Einachser und Traktoren, Pulax und Eiger, Schilter und Selbstladewagen durch das einst so stille Dorf. Dann kamen die Mistzettmaschine, die neue Sämaschine, der Kartoffelgraber und die große Dreschmaschine, und auch das Auto fehlt nicht vor dem Bergbauernhaus.

Die Motorisierung rief der Güterzusammenlegung, die seit 10 Jahren im Gange ist und die endlich zum Abschluß kommen sollte. Im Zusammenhang mit der Güterzusammenlegung mußten Feldwege angelegt werden.

Welch ein Wandel hat da während meines Lebens stattgefunden! Wie hat sich die Arbeitsweise geändert! Die Stille, die Gemütlichkeit unseres bäuerlichen Lebens ist endgültig dahin. Unsere jungen Bauern stehen im Begriffe, zu Unternehmern zu werden, die keine innere Beziehung mehr haben zu ihren Tieren, zu ihrem ererbten Boden, zu ihrer Arbeit. Ja, sie stehen in Gefahr, Opfer der Hetze und der Unrast zu werden. Wir aber, die wir noch eine andere Welt, eine andere Arbeitsweise gekannt haben, wir finden uns im heutigen bäuerlichen Betrieb nicht mehr zurecht. Oft, sehr oft stehen wir Alten unter dem Eindruck, nicht nur im bäuerlichen Betrieb, sondern auch in dieser Welt völlig überflüssig zu sein. Wenn es mir schwer werden will, dann ziehe ich mich zurück in meine Kammer, oder ich gehe zu meinen Tieren in den Stall. Mit ihnen halte ich dann Zwiesprache und gedenke längst vergangener Tage. Dann stehen sie um mich, die grauen Gestalten der Gewesenen, die mit mir einst jung und fröhlich waren, und ich danke Gott, daß ich im Schweiße meines Angesichts meine Wiesen und meine Äcker so lange habe bearbeiten können.